SSOAR

Open Access Repository
www.ssoar.info

Kann man zugleich professioneller und kritischer Psychologie sein?

Stam, Henderikus J.

Veröffentlichungsversion / Published Version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:
Stam, H. J. (2006). Kann man zugleich professioneller und kritischer Psychologie sein? *Psychologie und Gesellschaftskritik*, *30*(1), 31-44. https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-288704

Nutzungsbedingungen:
Dieser Text wird unter einer CC BY-NC-ND Lizenz (Namensnennung-Nicht-kommerziell-Keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:
https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de

Terms of use:
This document is made available under a CC BY-NC-ND Licence (Attribution-Non Comercial-NoDerivatives). For more Information see:
https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0

gesis Leibniz-Institut für Sozialwissenschaften

Mitglied der Leibniz-Gemeinschaft

Psychologie & Gesellschaftskritik, 30 (1), 31-44.

Henderikus J. Stam

Kann man zugleich professioneller und kritischer Psychologe sein?[1]

Kritische Psychologen unterscheiden sich nicht von ihren mainstream *Kollegen innerhalb der Disziplin, da sie ebenso an ein Ethos gebunden sind, das die Autonomie aller Professionellen schützt. In diesem Beitrag werfe ich die paradoxe Frage nach der Beziehung des professionellen Status und einer gleichzeitigen Kritik der eigenen Disziplin auf: Ist es überhaupt möglich, im Kontext der Professionalität Kritik zu betreiben? Kann jemand Psychologe, ein Professioneller, bleiben und trotzdem ›kritisch‹ aktiv sein? Oder wäre dann Kritik verurteilt, dennoch Psychologie von einem ›Expertenstatus‹ aus zu betreiben? Welche Möglichkeiten bleiben uns angesichts der Vermarktung der akademischen Landschaft noch? Im Kontext eines reflexiven Projekts und der darin eingebetteten impliziten Annahme einer universalen (das heißt globalen) Moralität, diskutiere ich diese Fragen.*

Schlüsselbegriffe: kritische Psychologie, Professionalisierung, Reflexion, Universalismusanspruch

›Kritisch-Sein‹ im etymologischen Sinne hat seine Wurzeln in erster Linie im Urteilsvermögen sowie im medizinischen Sinne, etwa als Krise einer Krankheit. Folglich haben wir es mit etwas Dringlichem zu tun, etwas, das einer Entscheidung in schwierigen Zeiten oder bei Gefahr bedarf. Hierzu sind wir aufgerufen, gerade jetzt wo die westlichen Universitäten – wie mir scheint – an einem kritischen Wendepunkt stehen: auf der einen Seite durch die Vermarktung des Wissens und die Privatisierung der Universitäten, auf der anderen durch den Niedergang der humanistischen Tradition, die die Universität einst als Sammelbecken all dessen ansah, was in einer Kultur gut ist und als Hüterin der Vorstellungen guten Lebens.

Die Theoriegeschichte an der Universität ist eine der Differenzierung und Verfeinerung. Sogar der radikale Marxismus hat eine solche Ge-

schichte, die jedoch im Großen und Ganzen in akademischen Debattierclubs stattfand. Wenn ich kritische Theorie lehre und Studenten im Hauptstudium betreue, deren Arbeiten durch die kritische Theorie beeinflusst sind, frage ich mich oft, ob nicht ein kritisches Projekt einem professionellen, das wir implizit als normatives und rechtmäßiges akzeptiert haben, widerspricht. In diesem Aufsatz gehe ich deshalb der Frage der Professionalisierung nach und erkunde, was dies für einen professionellen, wie einen kritischen Psychologen bedeutet; wie die Möglichkeit eines kritischen Projekts dadurch eingeschränkt, aber auch erst geschaffen wird.

Zuerst werde ich mich mit dem Problem der Professionalisierung und ihrer Beziehung zu den Human- und Sozialwissenschaften beschäftigen. Dass diese beiden Wissenschaften zur gleichen Zeit entstanden wie die Kategorie des ›Professionellen‹, bedarf der historischen Reflexion angesichts der Frage, was dies für die psychologische Disziplin und ein kritisches Projekt bedeutet. In einem zweiten Schritt werde ich die Diskussion erweitern, nämlich um die Frage, wie man die eigene reflexive Beziehung zu einer Disziplin wie der Psychologie charakterisieren kann, denn diese Disziplin ist letztendlich eine ausgedachte. Abschließend kehre ich dann zu der Frage zurück: Kann man zugleich professioneller und kritischer Psychologe sein?

Diese beiden Aspekte sind aufgrund der Einmischungen von Professionellen in die Alltagswelt miteinander verbunden. Ich möchte dies kurz erläutern: Definitionsgemäß reklamieren die Professionellen für sich eine Expertiseebene, die außerhalb des gemeinen oder des Alltagswissens (*folk psychology* im Sprachgebrauch der zeitgenössischen Philosophie) liegt. Je mehr dieses Wissen spezialisiert ist, desto weiter rückt es vom Bereich des Alltäglichen ab, das heißt, es wird mehr und mehr autoritativ und esoterisch. Genau dieser Umstand aber garantiert das Bedürfnis nach Professionalisierung und sichert die privilegierte Stellung des Professionellen selbst. Dies hat vielfältige Folgen: Auf der einen Seite werden angeblich einige wichtige Praxisbereiche, wie die Medizin oder Technik, vor lästigen Alltagstheorien und politischen Eingriffen geschützt. Auf der anderen Seite hat dies eine Schar Spezialfächer, wie die Psychologie, hervorge-

bracht, die sich, obwohl genauso unnachgiebig in ihrer Suche nach spezialisiertem Wissen, die gewöhnlichen und alltäglichen Dinge aneigneten. Und in der Tat, die Psychologie muss schon *per definitionem* das gleiche tun, denn die Zuständigkeit für den Alltag ist nicht auf sie beschränkt. Die hieraus folgende Rückkehr des spezialisierten Wissens in Form von Verboten und Vorschriften durch die Sozialwissenschaften ist besorgniserregend, denn hier sind die Einmischungen der Disziplinen nicht nur technischer Natur, sondern normativ und moralisch.

Die Autorität des Psychologen hängt zum einen von der fachlichen Beschaffenheit des produzierten Wissens und der Autorität, mit der dieses Wissen verbreitet und an die Klienten und neuen Generationen von Studenten weitergegeben wird, ab. Dieses Wissen ist nützliches Wissen; in ihm spiegelt sich sowohl die Gestalt des professionellen Psychologen als auch sein Eindringen in die Bereiche des Gewöhnlichen, der Alltagsmoral – um einen Ausdruck von Harold Garfinkel zu benutzen. Ich möchte nun versuchen, diese zweifache Beziehung des Psychologen oder der Psychologin zu dem von ihm/ihr produzierten Wissen näher zu erläutern. Erstens handelt es sich um eine Beziehung zur Profession und zweitens um eine zu denen, deren Handlungen beschrieben, erklärt oder vorhergesagt werden. Dass diese beiden Relationen einander in die Quere kommen können, ist offensichtlich genug. Aber ungeachtet der Kontrolle einer Profession durch eine Ethikkommission, kann der Professionelle all seine Eingriffe in die zweite Beziehungsebene dadurch rechtfertigen, indem er sich auf die erste beruft. Viele Kritiker beklagen deshalb, dass diese Interventionen durch die Missachtung der wahren schwierigen Probleme in der Welt zugunsten von denen, die eine professionelle Agenda befördern, charakterisiert seien (vgl. z. B. Fox & Prilleltensky, 1997; Robinson, 2002; Walkerdine, 1990). Dies ist unzweifelhaft auch die wichtigste Eigenschaft der Selbstzensur, die die zeitgenössischen Sozialwissenschaften charakterisiert. Die Teilnahme der Psychologen an der Welt, die sie durch ihre professionelle Praxis zu verändern suchen, ist eine der unausgesprochenen Voraussetzungen für die Produktion psychologischen Wissens.

Professionalität

Es ist schon ironisch, dass die Professionalität – einst gesehen als eine Garantie der unvoreingenommenen Wissenschaft – eine Quelle der Kritik sein soll. In der Tat sehen Kritiker in der Professionalität ein Hindernis für eine Psychologie, die sich mit der gemeinen, alltäglichen Moral auseinandersetzt; aber das ist nur eine Mindermeinung.[2] Um dieses Paradox zu verstehen, ist es wichtig, die Natur der Professionalität zu rekapitulieren, die sehr stark an die Entstehung der Sozialwissenschaften gekoppelt ist. Dies ist bereits ein gut erforschtes Gebiet, nicht nur durch Soziologen, sondern auch durch Historiker aller Couleur. Ungeachtet dessen lohnt es sich, nochmals über einige Aspekte dieser Geschichte nachzudenken, um die Beziehung zwischen Professionellen, ihren Klienten und der Universität zu verstehen.

Einem breiten Publikum bekannte amerikanische Historiker, z. B. Daniel Boorstin (1973), ebenso wie Spezialisten, etwa Burton Bledstein (1976), haben die Art und Weise beschrieben, wie die Entstehung der Professionalität mit den im 19. Jahrhundert üblichen Ansichten über Demokratie verkoppelt war. So argumentiert Bledstein, dass der Impuls zur Professionalisierung in der Mitte des 19. Jahrhunderts in Amerika zu finden sei, weil der Erfolg für Angehörige der neuen Mittelklasse an die Bereitstellung von Service und Fertigkeiten gebunden war – nur diese seien in der Lage gewesen, jemandes Beruf zur Profession zu erheben. Jeder, vom Bestattungsunternehmer bis hin zum Klempner, Stenographen oder Zahnarzt, wollte an diesem neuen professionellen Status teilhaben, der mit einer besseren beruflichen Stellung assoziiert wurde – eine Art Beschäftigung, die ihre Quellen bei den neuen Wissenschaften hatte. Wie Bledstein behauptet:

> Was einem Historiker auffällt, ist der Impuls in der Mitte des Viktorianischen Zeitalters, die Lebenserfahrungen eines Menschen von der Geburt bis hin zum Tode zu kontrollieren, indem ihn die Wissenschaften isolieren [...]. Und die Professionen, wie wir sie heute kennen, sind die eigentlichen Leistungen der Viktorianer, die dachten, diese seien die beste Form, um das Grundziel der

> Mittelklasse zu erreichen: ein gutes Leben, die Anhebung des moralischen und intellektuellen Antlitzes der Gesellschaft und den Eifer, denen nachzufolgen, die auf der sozialen Leiter über ihnen stehen (1976, S. 55 und 80).

Obwohl gerade das, was einen Professionellen ausmacht, eher fluide ist (vgl. Geison, 1983, zu den Problematiken, die mit diesem Terminus verbunden sind[3]), ist die Idee der Professionalität oder einer ›erlernten Professionalität‹ tief im Bewusstsein der Nordamerikaner und Engländer des späten 19. Jahrhunderts verwurzelt. Gerade in dieser Zeit hielt die Amerikanische Psychologische Gesellschaft unter dem Vorsitz von G. Stanley Hall ihre erste Jahresversammlung vom 27.-28. Dezember 1892 ab. Es gab zu diesem Zeitpunkt bereits Dutzende professioneller Organisationen, die einer Professionalisierung der Psychologie als Vorbild dienen konnten. Darunter waren nicht nur die großen medizinischen Fächer (z. B. gründeten die Augenärzte im Jahr 1864 eine Gesellschaft, die Neurologen 1875 und die Dermatologen 1876), sondern auch weniger bekannte Vereinigungen der neueren Wissenschaften (z. B. die Wissenschaftler und Lehrer der modernen Sprache 1883 und die Politologen 1889).

Professionen wurden als Resultat einer gestrengen Ausbildung gesehen – inklusive der Beherrschung des spezialisierten und systematischen Wissens und des Abschlusses der theoretischen Ausbildung –, die vor dem Eintritt in die Praxis liegt und durch ein geeignetes Zertifikat oder eine Lizenz bescheinigt wird (vgl. Bledstein, 1976; Gidney & Millar, 1994). Nach und nach eignete sich die gesamte nun folgende Kultur der Professionalisierung zwei weitere Charakteristika an: Erstens die Vorstellung der Entwicklung einer autonomen Praxis durch einen demokratischen, sich selbst beherrschenden Spezialisten, der – im Unterschied zum Handwerker – ein spezialisiertes und esoterisches Wissen erworben hat, mit dem er in der Lage ist, die versteckten Kräfte und Geheimnisse der Natur zu entdecken, die dem bloßen Auge verborgen sind. Die Wissenschaft diente dem Professionellen als besondere Autorität, die Politik und Persönlichkeit überschreitet (vgl. Bledstein, 1976). Zweitens wurden die Institutionen der höheren Bildung, vor allem die Universität, zur

Schmiede des Professionellen. Insbesondere diese Institutionen standardisierten sowohl ihre internen Strukturen als auch die Ausbildungsprogramme und begannen – seit ihrem Erscheinen im 19. Jahrhundert –, die professionelle Ausbildung zu dominieren und zu definieren, zu lizenzieren und vor allem das Wissen zu bestimmen. Der neue Professionalisierungslehrplan wurde vor allem durch die notwendig gewordene Gestalt der neuen Disziplinen als *theoretische* Disziplinen erstellt und orientierte sich am Vorbild des deutschen Universitätssystems. Mehr noch, das Klientel wurde die neue Mittelklasse, die nach vertikaler Aufwärtsmobilität strebte. Schließlich waren diese Institutionen auch selbst auf ihre Unabhängigkeit und Autonomie stolz.

Obwohl Bledstein das Verhältnis von Mittelklasse, Professionalisierung und den Universitäten als eines versteht, das einem tiefen Glauben an demokratische Werte entspringt, ist dies jedoch eine typisch amerikanische Lesart der Entwicklung von Professionalität. In Kanada zum Beispiel war dies ähnlich, aber weniger vorangetrieben durch den Impuls zur Demokratisierung (vgl. Gidney & Millar, 1994). Michel Foucaults Verständnis[4] der Disziplin, der Überwachung und des Zwangs kennzeichnet eine Befürchtung hinsichtlich der Ausübung von Macht durch die Rekonfiguration von Wissen (vgl. Foucault, 1979). Indem er ausschließlich Beispiele aus der französischen Geschichte heranzieht, entwickelt er eine Hypothese zu den Konsequenzen des professionellen Wissens für die Subjekte durch die Disziplinarmacht. Dies gilt vor allem für seine späten Werke, in denen er sich von seiner Konzeption der ›diskursiven Formationen‹ verabschiedet hatte. In dieser Hinsicht, so kann man sagen, aktualisierte er Max Weber, der bereits das Verhältnis zwischen Rationalisierung und Irrationalität der protestantischen Ethik beschrieben hatte. Für Weber war es die Reformation, die für die Schaffung neuer Formen von Rationalität, die dann zur Entwicklung einer urbanen Bourgeoisie führe, sorgen sollte. In den gesamten Humanwissenschaften hat diese Sorge um die Grenzen der Professionalisierung zwar zu ständigen Debatten, aber nur geringfügigen Veränderungen geführt; Argumente allein scheinen der Macht, die von einer Profession ausgeht, nichts anhaben zu können.

Wenn sich eine Lehre aus diesen Geschichten ziehen lässt, so die, dass es vielleicht nicht nur *eine* Lehre gibt, jedoch aber das anhaltende Bedürfnis die Gegenwart zu reinterpretieren. In dieser Hinsicht ist Foucaults Behauptung, eine ›Geschichte der Gegenwart‹ geschrieben zu haben, eine nützliche Erinnerung daran, dass wir Professionelle kraft einer Geschichte der Professionalisierung sind, einer Geschichte, die nicht nur Gutes beinhaltet und ein Verstehen dessen, was uns nicht immer bewusst ist. Diese Geschichte beeinflusst nicht nur, was wir tun, sondern auch, *was* wir sagen und *wie* wir es sagen – und daraus gibt es kein Entrinnen. Dass sich Psychologen in der gleichen Situation befinden, ist nicht von geringem Belang – und das nicht nur für diejenigen, die an der Universität arbeiten. Aus den praktischen Zielstellungen ergab sich eine Vielzahl von beruflichen Aufgaben, die Psychologen in Hospitäler, an den Arbeitsplatz, in die Klinik und in die Schule gebracht haben. Das alles hat lediglich der Professionalisierung der Psychologie geholfen. Wie Soziologen feststellten, haben zeitgenössische Professionelle eigentlich nichts persönlich dazu beigetragen, aber profitieren dennoch von ihrer Integration in gesellschaftliche Hierarchien. Insbesondere haben sie es geschafft, von den hierarchischen Strukturen zu profitieren, weil sie mit Scharfsinn vermieden haben, was man euphemistisch auch die ›Proletarisierung‹ der Arbeit nennt, indem sie sich Freiheitsgrade gegenüber der gesellschaftlichen Kontrolle bewahrten (vgl. z. B. Lipartito & Miranti, 1998).

Während die Professionalisierung den demokratischen Impuls und die Aspiration der Mittelklasse beflügelt hat, ist die Kehrseite der Medaille nicht in unseren Geschichtsbüchern zu finden. Unsere Moralphilosophen haben es nicht verpasst, sich entsprechend einzubringen; die professionellen Ziele der Objektivität und Distanz wurden in der Praxis passend zu der Art und Weise entwickelt, in der Professionelle an der Welt teilhaben (vgl. z. B. Addelson, 1994). Objektivität in der Psychologie ist eine ›Fähigkeit‹, die man durch die Anwendung von in der Zahl begrenzten Strategien und dem Gebrauch von aggregierten Statistiken erreicht, die Wissen auf abstrakte funktionale Kategorien reduzieren; mit anderen Worten, durch die Art und Weise, in der psychologisches Wissen produziert und organisiert wird (vgl. Danziger, 1990). Dies hilft, die Profession zu

bewahren, und ist deshalb eine sehr konservative Strategie. Darüber hinaus hat Furner (1975) festgestellt, dass aus historischer Perspektive die professionelle Autonomie zum Ausschluss von Widersprüchen diente. Autonomie wurde nur so lange gewährt, solange sich der Professionelle in den strikten Grenzen seiner Profession bewegte. Andere Kritiken könnten an dieser Stelle vorgetragen werden, z. B. dass die Professionalisierung zur Privatisierung von Wissen und zur Einengung der intellektuellen Energie führt (vgl. z. B. Jacoby, 1987).

Reflexivität

Dieses recht negative Bild der professionellen Psychologie ist nicht neu; kritische Stimmen haben diese Themen bereits in besseren Zeiten des 20. Jahrhunderts angesprochen. Es wurden auch bereits Alternativen vorgeschlagen – mit dem Effekt ignoriert zu werden. Es wäre nachlässig von mir, nicht zu sagen, dass Kritiker bereits die Fragen aufgeworfen haben, die in der Lage wären, der Psychologie eine neue Orientierung hin zu historischen Problemen, zur Politik und zu Fragen des optimalen Lebens zu verleihen. Das unglaubliche Ausmaß an potentiellen Fragen, die die Psychologie weg von einer absterbenden und eng gefassten Professionalisierung führen könnten, reichen bereits aus, um all die ›Forschungsfragen‹ zu ersetzen, die heute eine unermessliche Anzahl an Psychologen binden, die sich in den Mühlen ihrer Profession quälen. Ja, sie fordern viel von einem Professionellen: Die Fragestellungen sind interdisziplinär angelegt, so dass die Psychologie (und benachbarte Disziplinen) dies nicht als legitime Forschung innerhalb ihres Expertisegebiets ansehen würde. Mit anderen Worten, sie erfordern eine institutionelle wie intellektuelle Abkehr vom *business as usual*. Dies braucht jedoch Mut, denn Institutionen, die sich im nationalen Wettbewerb behaupten und Studierende anziehen wollen, sind notorisch resistent gegen einen Wandel.

Persönliche Opfer sind nicht das einzige, was uns kritische Fragen abfordern. Sie verlangen von uns auch zuzugestehen, dass solche Fragen nach den Problemen des Gewöhnlichen, der Welt der Alltagsmoral, an den Umstand gebunden sind, dass die Psychologen selbst Teilnehmer an

den sozialen Prozessen sind, die sie behandeln. Obwohl diese nüchterne Einsicht ein Element jeglicher psychologischer Forschung innerhalb dieser institutionellen Geschichte sein sollte, verblieben ihre Implikationen relativ unbeachtet. Als Standard der soziologischen wie der anthropologischen Forschung wurde die Feststellung, dass niemand den Implikationen der eigenen Teilhabe und des eigenen Interesses an den Praktiken menschlichen Lebens, die man erforscht, entfliehen kann, durch das positivistische Erbe von Experiment und Scientismus verdrängt. Darüber hinaus wurde dieser Einsicht ein schlechter Ruf von denen verliehen, die – im Namen wissenschaftlicher Redlichkeit – das Problem der Reflexivität zu einer Plattitüde im Sinne des alten Märchens über den Informanten, der schließlich zum Anthropologen sagt: »Das ist jetzt genug über Sie, was ist eigentlich mit mir?«, gemacht haben. Clifford Geertz nennt dies die »Tagebuchkrankheit«.

Es war Pierre Bourdieu, der schrieb, dass Reflexivität nicht im Beichten des Mangels an Repräsentativität der eigenen Forschung besteht, sondern in der Notwendigkeit des Theoretisierens der Distanz zwischen Forscher- und Untersuchungssubjekt und der Frage, wie diese Distanzierung ermöglicht werden kann. Mit anderen Worten, er versuchte die Ermöglichungsbedingungen von Objektivitäten in der Forschungstradition zu verstehen und diese einer Überprüfung zu öffnen. Dabei versuchte er diesen Punkt nicht nur durch konkrete Forschung (wie über den Geschmack, die Universität usw.) zu erfassen, sondern er fragte nach den Ermöglichungsbedingungen des Wissens. Er behandelte das Theoretisieren wie die sozialen Praktiken als ein und dasselbe Problem (vgl. Bourdieu & Wacquant, 1992). Bourdieu behauptete, dass gerade die privatesten und persönlichsten Dinge menschlicher Existenz – paradoxerweise – die öffentlichsten sind. In diesem Sinne ist das Persönliche auch politisch. Das heißt unser Verständnis, *was* wir zu wissen behaupten, ist niemals von der Situation zu trennen, in der wir diese Behauptung aufstellen.

Damit meine ich nicht, dass das eigene Interesse an bestimmten Formen von Wissen das gleiche ist, wie zu sagen, dass diese Formen strikt durch dieses Interesse determiniert werden, dass sie auf dieses Interesse reduziert werden können oder dass es nie Kriterien geben wird, aufgrund

derer wir ihre Bedeutung einschätzen können. Die Wissensproduktion ist immer eine Schnittmenge des Forscherinteresses und den Möglichkeiten des Untersuchungsfeldes. Letzteres umfasst nicht nur das, was wir als ›Problem‹ im Untersuchungsfeld ansehen, sondern auch die Grenzen dessen, was das intendierte Publikum als angemessen empfindet oder bereit ist zu konsumieren. Dies macht Wissenschaft – vor allem in den Humanwissenschaften – zu einem Gespräch zwischen Vorstellbarem und tatsächlich Möglichem. Dessen Inhalt jedoch wird durch die historischen Bedingungen innerhalb einer Forschungsgemeinschaft bestimmt. Dass dieses das Auftauchen irgendwelcher entgültigen oder ›Grund‹-Einsichten ausschließt, liegt auf der Hand. Es wird nie eindeutige Antworten auf solche Fragen geben; stattdessen können es nur Bedingungen des Fragens sein, die wir ermöglichen sollten. Diese allein schon würden die Psychologie aus ihrem absterbenden Status des *business as usual* herauskatapultieren.

Um zur Frage zurückzukehren, die ich am Anfang stellte: Kann man professioneller Psychologe bleiben und trotzdem kritisch sein, oder ist das kritische Projekt durch die Anforderung, Psychologie als ein erklärter Experte zu betreiben, zum Scheitern verurteilt? Für den kritischen Theoretiker besteht tatsächlich Dringlichkeit, die Probleme innerhalb und außerhalb dessen anzusprechen, was Bill Readings (1996) die »transnationale bürokratische Gesellschaft«, die sich in der modernen Universität wiederfindet, nannte. Durch eine so geartete Universität wird schon jetzt eine Sichtweise wie folgt anheim gestellt: »[E]rmöglicht wird diese Freiheit von der Notwendigkeit [...] durch ein Bündel von ökonomischen und sozialen Bedingungen, durch das Vorhandensein jener Reserven an freier Zeit, über die wir in Gestalt von akkumulierten ökonomischen Ressourcen verfügen« (Bourdieu, 1998, S. 205). Demzufolge können wir in dem Sinne kritisch – wie auch reflexiv – sein, weil die »scholastic view« die »vorübergehende Aufhebung jeglicher Existenzthese und jegliche praktischen Intention impliziert« (Bourdieu, 1998, S. 203f.). Was Bourdieu als »scholastic view« bezeichnet, ist nichts anderes als das, was William James vor mehr als 110 Jahren die »psychologische Täuschung« nannte.[5]

> Der Wissenschaftler, der nichts von dem weiß, was ihn als Wissenschaftler bedingt, nämlich die ›scholastische Sicht‹, läuft Gefahr, dass er *seine* eigene scholastische Sicht in die Köpfe der Akteure hineinverlegt; dass er in sein Objekt verlegt, was zu der Art und Weise gehört, wie er es wahrnimmt, zu seinem Modus der Erkenntnis (Bourdieu, 1998, S. 207).

Kritische Theoretiker aller Couleur haben immer wieder diese Verfälschung menschlicher Praxis und Handlungsfähigkeit abgelehnt. Ich halte es für ein moralisches Gebot, dass niemand eine sozialwissenschaftliche Profession annehmen sollte, ohne sie auch zu praktizieren. Insofern kann der kritische Psychologe nicht nur ein kritischer Teilnehmer an dem großen Vorhaben, zu dem die Psychologie geworden ist, sein, sondern er sollte zugleich an die duale Natur dieser Profession erinnern. Es gibt viele Arten und Weisen, in denen sich die wissenschaftliche Sicht selbst wieder in die wissenschaftliche Praxis und das Schreiben einschleicht, so auch in verschiedene neue Felder, wie z. B. wenn unterschiedliche Studien unter dem Label ›Qualitative Forschung‹ zusammengefasst werden. Die Psychologie ist durch und durch historisch, insofern kann auch eine kritische Psychologie nicht anders sein – in dieser Hinsicht also ist dringend noch Arbeit zu leisten.

Da ich mir nun schon Bourdieus Worte geborgt habe, möchte ich schließlich mit einer Reflexion über seine paradoxe Begründung der Ethik schließen. So behauptet er ja, dass wir als öffentliche Personen (hier als Lehrer oder Forscher) sozial legitimierte Privatpersonen sind, die dazu »aufgefordert sind, über uns als öffentliche Personen nachzudenken«. Als kritische Theoretiker und Praktiker präsentieren wir uns, als seien wir dem allgemein Guten, egal wie wir dieses auch inhaltlich fassen, verpflichtet. Dies ist eine Strategie *(politics of morality)*, die »unablässig an einer Steigerung der Kosten für den Verschleierungsaufwand arbeitet, der getrieben werden muss, um die Diskrepanz zwischen offiziell und offiziös zu verdecken« (Bourdieu, 1998, S. 225). Diese Hermeneutik des Verdachts oder der Entmystifizierung und Ernüchterung wird nur durch das Verständnis einer Moral – oder, wenn wir so wollen, die

»Werte einer zivilen Tugend« – möglich, die allgemein auf Relevanz besteht, ein gesundes Desinteresse unterstützt, die an Konzeptionen wie Gleichheit, vielleicht auch demokratischen Strukturen festhält ebenso wie daran, dass all diese Dinge – im Ganzen oder nur in Teilen – artikuliert werden können. Ich will damit nicht ausdrücken, dass das, was wir immer wieder und ironischerweise als ›liberalen Humanismus‹ bezeichnen, eine Aufforderung zur Kritik ist.[6] Um auf den Punkt zu kommen: Eine kritische Psychologie, die ihres Namens würdig ist, bezieht ihre Kraft ›zu kritisieren‹, zu entmystifizieren und zu enthüllen, weder von der Straße noch aus dem Studierzimmer, noch aus universellen Behauptungen. Unsere stärksten Kritiken sind gerade deshalb so stark, weil ihnen universalisierende Strategien zu Grunde liegen: Was ist das Abscheuliche am Rassismus, Heterosexismus, Phallozentrismus, auch an bestimmten Formen des Individualismus? Es ist ihr Mangel an positiven Werten, der für alle sichtbar gemacht werden muss. Daher ist eine immer währende ethische Kritik kein Luxus eines Intellektuellen, als vielmehr das Zurückweisen einer Teilnahme an den wahrlich schlimmen Dingen, mit denen unsere Welt konfrontiert ist.

Ich argumentiere nicht, noch denke ich, dass Bourdieu für eine erneuerte Kantianische Moral plädiert, die als eine Form des Moralismus ausgelegt werden könnte. Stattdessen sind die sozialen Bedingungen wichtig, die erst Kritik innerhalb der Universität ermöglichen, um die Politik der Moral und die historischen Bedingungen der Vernunft klar zu machen. Diese sozialen Bedingungen zu nutzen, um unter Zuhilfenahme von Vernunft, Kritik an einer herablassenden, naturwissenschaftlich orientierten Psychologie zu üben, führt schließlich auch dazu zu verstehen, warum die gleichen Bedingungen eben diese Psychologie für Kleingeister befördert. Folglich ist das Spezifische und Kontingente einer universalen Kritik zu öffnen.

Schlussfolgerung

Indem ich das Thema der Professionalität ansprach, habe ich nichts anderes getan, als die für einen kritischen Psychologen naheliegendsten

Fragen aufzuwerfen. Dadurch dass wir eine privilegierte Stellung innerhalb der Universität oder einer anderen Institution kraft unserer professionellen Fähigkeiten innehaben, werden diese Fähigkeiten zu beidem: einer möglichen Plattform für Kritik als auch einem Ort der Einschränkung. Ich habe mit Bourdieu argumentiert, dass es nur unsere Fähigkeit zum Theoretisieren über unseren privilegierten Status ist, die unserer Kritik Kraft verleiht.

(Aus dem Kanadischen von Lars Allolio-Näcke)

Anmerkungen

1 Dieser Artikel geht auf eine *Keynote Address* zurück, die ich anlässlich der Internationalen Konferenz für kritische Psychologie, 27.-31. August 2003, an der Universität von Bath gehalten habe. Ich danke Helen Haste und dem Organisationsteam für die Einladung zu dieser weitreichenden und anregenden Tagung.

2 Diese Auffassung, so meine Einschätzung, wird von allen Kritikern geteilt, egal ob sie von ›rechts‹ oder von ›links‹ her argumentieren.

3 Üblicherweise werden Professionen als sich selbst regulierende definiert. Die Professionellen erhalten ihren Status durch Leistung, sie verfügen über spezialisiertes Wissen (im Allgemeinen ›wissenschaftlich‹ begründet), das begutachtet und reguliert ist, und erhalten die Autorität, zu praktizieren, durch eine Gruppe von Gleichen usw.

4 Und das anderer, wie z. B. Nik(las) Rose.

5 »Der größte Fallstrick für den Psychologen ist die Gleichsetzung seines eigenen Standpunkts mit dem mentalen Fakt, über den er berichten will« (James, 1890, S. 196).

6 Eigentlich ist gar nicht klar, was mit ›liberalem Humanismus‹ bezeichnet wird, zumal wenn der Begriff in diesem pejorativen Sinne verwendet wird.

Literatur

Addelson, Kathryn P. (1994). *Moral passages: Toward a collectivist moral theory*. New York: Routledge.

Bledstein, Burton J. (1976). *The culture of professionalism: The middle class and the development of higher education in America*. New York: Norton.

Boorstin, Daniel J. (1973). *The Americans: The democratic experience*. New York: Vintage.

Bourdieu, Pierre (1998). *Praktische Vernunft. Zur Theorie des Handelns*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Bourdieu, Pierre & Wacquant, Loïc J. D. (1992). *An invitation to reflexive sociology*. Chicago: University of Chicago Press.

Danziger, Kurt (1990). *Constructing the subject: Historical origins of psychological research*. Cambridge: Cambridge University Press.

Fox, Dennis & Prilleltensky, Isaac (Eds.) (1997). *Critical psychology*. London: Sage.

Foucault, Michel (1979). *Discipline & Punish: The birth of the prison*. New York: Vintage. [Deutsch (1977). *Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses*. Frankfurt am Main: Suhrkamp]

Furner, Mary O. (1975). *Advocacy and objectivity: A crisis in the professionalization of American Social Science*. Lexington: University Press of Kentucky.

Geison, Gerald L. (Ed.) (1983). *Professions and professional ideologies in America*. Chapel Hill, NC: University of North Carolina Press.

Gidney, Robert D. & Millar, Wyn P. J. (1994). *Professional gentlemen: The professions in nineteenth-century Ontario*. Toronto: University of Toronto Press.

James, William (1890). *The principles of psychology, Vol. 1*. New York: Henry Holt.

Jacoby, Russell (1987). *The last intellectuals: American culture in the age of academe*. New York: Farrar, Straus and Giroux.

Lipartito, Kenneth J. & Miranti, Paul J. (1998). Professions and organizations in twentieth-century America. *Social Science Quarterly, 79 (2),* 301-320.

Readings, Bill (1996). *The university in ruins*. Cambridge, MA: Harvard University Press.

Robinson, Daniel N. (2002). Inventing the subject: The renewal of ›psychological‹ psychology. *Forum for Antropologisk Psykologi, 11,* 36-43

Walkerdine, Valerie (1990). *The mastery of reason: Cognitive development and the production of rationality*. New York: Routledge.